

Die Qualität unserer Sekundarbildung

Nach Ansicht vieler Experten geht es der Ausbildung in Flandern nicht so gut, vor allem im Sekundarbereich. Jeder, der das Bildungssystem seit Jahrzehnten verfolgt, wird feststellen, dass die Ausbildung in flämischen Schulen weniger ehrgeizig geworden ist. Bei der letzten großen Befragung flämischer SchülerInnen wurden die Ambitionen und Bestrebungen der Fünfzehnjährigen untersucht. Wollen sie die Besten in ihrer Klasse sein? Wollen sie möglichst gute Noten erhalten? Die Antworten zeigen deutlich, dass unsere Schüler viel weniger ehrgeizig sind als im Rest der Welt, wo die Erwartungen der Fünfzehnjährigen viel höher sind als bei uns. Die negative Einstellung zur gesamten Schulsituation wird zunehmend als besorgniserregende Entwicklung wahrgenommen, die sich jedoch relativ leicht erklären lässt. Den flämischen Familien ist es gelungen, einen relativ hohen Wohlstand zu erreichen. Dies ist nicht nur das Ergebnis ihres eigenen Beitrags, sondern in hohem Maße auch des Engagements, der Arbeitsethik und der Sparsamkeit ihrer Eltern und Großeltern. Seit dem Zweiten Weltkrieg hat der Wohlstand der flämischen Bevölkerung zugenommen, denn jede Generation hatte den Ehrgeiz, noch besser zu sein als die letzte. Der Bauernsohn wollte Bioingenieur werden und die Tochter der Krankenschwester ging zum Medizinstudium.

Die heutige Elterngeneration gibt diesen Ehrgeiz und diese Arbeitsethik nicht mehr an die nächste Generation, an die Schüler, die gerade in der Schule sind, weiter. Diese Schüler sind jedoch nicht schuld an der Apathie und Selbstzufriedenheit ihrer Eltern oder an der Idee, dass der erworbene Wohlstand von Generation zu Generation reibungslos verläuft. Ihnen wird heute gesagt, dass sie sich nicht zu viel Mühe geben sollten, dass sie sich nicht zu viel anstrengen müssen. Sogar mit etwas weniger Aufwand wird alles klappen. Der Drang, die Gesellschaft weiter auszubauen und weiterzuentwickeln, verschwindet durch eine solche Haltung und die Mentalität hängt mit der Obsession von Wohlbefinden, Komfort und Selbstgefälligkeit zusammen, die heute in Flandern eindeutig vorhanden ist. Dieses ängstliche Wegschauen von der Realität hat sich in den letzten Jahren in unseren Schulen immer deutlicher gezeigt. Das traditionelle Punktesystem musste häufig Farbcodes, Smileys oder verbalen Rückkopplungen weichen, um das Wohlbefinden aller zu verbessern, vor allem insbesondere, um Schüler und Eltern nicht abrupt mit schlechten Schulergebnissen zu konfrontieren.

All dieser Widerstand gegen die Bewertung ist ein Modephänomen. Schulleiter und Lehrer geben jetzt ein verschleiertes Feedback, nicht nur um das Selbstvertrauen der Schüler, sondern auch das der Eltern nicht zu verletzen. Und das ist ein Problem, weil die Beziehung zwischen Schule und Eltern im Moment nicht gesund ist. Diese beiden Parteien geraten zunehmend in Konflikt miteinander. Wir stellen eine sehr schädliche Entwicklung fest von Eltern, die Entscheidungen und Bewertungen von Schulleitern oder Lehrern in Frage stellen und sogar juristisch anfechten, immer mit dem notwendigen Anteil an Beleidigungen, Demütigungen und sogar Bedrohungen. Wehe dem Lehrer, der es wagt, einen Schüler mit seinen Unzulänglichkeiten zu konfrontieren. Aber jeder Pädagoge wird bestätigen, dass Ausfälle ein fester Bestandteil des Lernprozesses sind. Jeder Schüler muss aus seiner Komfortzone herausgenommen werden, um Fortschritte zu machen, und Fehler sind Teil jedes Lernprozesses. Eine Person braucht viel Feedback für ihr Funktionieren und sicherlich jemand, der sich in einer vollen Entwicklungsphase befindet. Die Lehrer müssen den Eltern daher klarmachen, dass sie Entscheidungen im besten Interesse des Kindes treffen. Sie müssen es auch wagen, den Eltern ihre Verantwortung aufzuzeigen. Schließlich besteht in der Schule und bei den Eltern eine gemeinsame Verantwortung für die Kindererziehung.

Das Problem besteht also nicht so sehr in der Bewertung der Schüler, sondern in der Art und Weise, wie der Lehrer die Botschaft kommuniziert und dann Methoden zur Verfügung stellt, um es in Zukunft besser zu machen. Das Auftauchen von sogenannten zensurenlosen Schulen ist jedoch symptomatisch für ein tieferes Problem: Unser gesamtes System von Tests, Prüfungen und Bewertungen ist nicht gut zusammengestellt. Im Sekundarbereich ist dies alles viel zu dezentral

angeordnet und daher ist die Rolle der einzelnen Schule oder des Lehrers viel zu groß. Alle Schulen dürfen Diplome ausstellen, aber heutzutage treten junge Leute mit einem Diplom in den Arbeitsmarkt ein, das sie an einer anderen Schule niemals erworben hätten. In Flandern liegt das Niveau der besten und das der schlechtesten Schulen zu weit auseinander. Einige Bildungsexperten plädieren daher seit Jahren für zentrale Prüfungen, wobei alle Schüler die gleichen Prüfungen ablegen, wie das Abitur in Frankreich. Solch ein zentrales Prüfungssystem hat auf jeden Fall den Vorteil, dass Schulen sich mit anderen Schulen vergleichen können, indem sie die Ergebnisse ihrer Schüler vergleichen können. Heutzutage wissen Schulen oft nicht, wo sie sich befinden, und das hat dazu geführt, dass Eltern eine Schule aufgrund von Wahrnehmungen und Ansehen auswählen. Dies führt zu ungleichen Machtverhältnissen, von denen nur Eliteschulen profitieren, die die Macht, das Ansehen und das Prestige monopolisieren, aber darum nicht notwendigerweise eine solide Ausbildung gewährleisten.

Diese Eliteschulen waren jedoch ein wichtiger Faktor für die Erfolgsgeschichte des Bildungswesens in Flandern. Obwohl ihr Ansehen unter den flämischen Familien nicht nachgelassen hat, wurden elitäre Schulen in den letzten Jahren vom Aufstiegsdenken über Wohlergehen und Chancengleichheit eingeholt. Allen gleiche Chancen zu bieten, ist eine edle Idee, die jedoch auf unglückliche Weise umgesetzt wurde. Insbesondere in Kreisen von Schulaufsichtsbehörden, pädagogischen Beratungsdiensten und der Lehrerausbildung wurde das Signal gegeben: "Wenn wir wollen, dass jeder über die Bar geht, muss die Messlatte niedriger sein". Die Messlatte wurde daher gesenkt, jedoch auf Kosten der Qualität der Ausbildung. Inspektoren klopfen heutzutage Schulen, die hohe Anforderungen stellen und daher zu elitär wären, auf die Finger. Das Erreichen der vorgeschlagenen Endziele ist jedoch nicht das Endziel, sondern das absolute Minimum. Ohne Qualität gibt es einfach keine Chancengleichheit. Qualität ist kein konservatives, sondern ein sehr progressives Ziel. Es sind genau die schwächsten Schüler, die in Kürze den Preis für eine zu niedrige Bildungsqualität zahlen werden.

Die Anglisierung der Universität

Seit den Verträgen von Bologna über die Reform des Hochschulwesens studieren an niederländischen und flämischen Universitäten *Bachelors* und *Masters*. Um während ihrer Ausbildung die erforderliche Anzahl von *Credits* zu erzielen, müssen sie nicht nur Vorlesungen besuchen, sondern auch an *Seminaren* teilnehmen und *Papers* unter der Anleitung eines *Tutors* schreiben. Zum *Research* können sie in die *Lecture Hall* der *Faculty Library* gehen und auf einer *E-Platform* können sie mit ihren Dozenten kommunizieren. Für diejenigen, denen es noch nicht deutlich sein sollte: unsere Universitäten sind dabei sich zu anglisieren. Das hat nicht nur große Auswirkungen auf die Praxis von Forschung und Lehre, sondern auch auf die gesellschaftliche Rolle und Bedeutung der Universität. Da die Hochschulen heute stark technisch und wirtschaftlich ausgerichtet sind, hat die Universität aus dem Auge verloren, dass eine ihrer gesellschaftlichen Aufgaben darin besteht, Kultur zu bewahren und weiterzugeben. Die Kultivierung der Sprache gehört unverzichtbar dazu. Das häufig angeführte Argument, dass die Wissenschaft internationaler wird, tut nichts zur Sache, weil die meisten Studenten später in der Wirtschaft, im Unterricht oder beim Staat unterkommen. Während ihrer täglichen Arbeit brauchen sie so gut wie kein Englisch. Die Rektoren scheinen mitunter zu vergessen, dass in der öffentlichen Verwaltung, der Rechtsprechung, der medizinischen Welt oder den Medien eine tadellose Beherrschung des Niederländischen von entscheidender Bedeutung ist. Deshalb müssen akademische Ausbildungen der Denk- und Sprachfertigkeit im Niederländischen besondere Aufmerksamkeit widmen. Dass Akademiker außerdem auch Englisch und vorzugsweise noch ein paar weitere Fremdsprachen können müssen, spricht für sich.

Die oft wenig durchdachte Einführung des Englischen geht nicht nur auf Kosten der Qualität des Unterrichts, sondern auch auf Kosten des Sprachreichtums von Studenten und ihrer Verbundenheit mit der Gesellschaft. Weil die englische Sprache an den Universitäten nicht kultiviert wird, entartet sie schon bald zu einer Art *Globish* – einem ausgedünnten Denglisch, das aus etwa fünfzehnhundert Wörtern mit einer simplifizierten Grammatik besteht. Das ist keine Kultursprache, sondern die *Lingua franca* der Globalisierung, die sich nur für den internationalen Handelsverkehr und für den Informationsaustausch in Wissenschaft und Technik eignet. Sprachreichtum, Stil, Mehrschichtigkeit und Nuancen spielen darin keine Rolle von Bedeutung. Um eine Sprache wirklich gut sprechen und schreiben zu lernen, müssen Sie sich in einer sprachlichen und sprachreichen Umgebung aufhalten, in der das gute Beispiel gegeben wird. Sie müssen gefördert und korrigiert werden und Sie müssen lernen, Wörter und Ausdrücke auf passende Weise zu gebrauchen. Das beginnt idealerweise zu Hause bei den Eltern, wird danach in der Schule fortgesetzt und in der weiterführenden Ausbildung in eine höhere Form gebracht. Leider klafft oft eine Lücke zwischen Ideal und Wirklichkeit.

Bei vielen Studienanfängern lässt die Sprachbeherrschung im Niederländischen zu wünschen übrig, vor allem – aber nicht nur – bei den Studenten mit Migrationshintergrund. Darum organisieren einige Universitäten vorab einen Sprachtest. Wer diese Prüfung besteht, verfügt über Grundkenntnisse, was noch nicht heißt, dass er imstande ist, sich deutlich auszudrücken. Wenn die Studenten immatrikuliert sind, wird der Sprachbeherrschung in den meisten Studiengängen kaum noch Aufmerksamkeit geschenkt. Schreiben wird nicht mehr geübt und in sehr stark belegten Fakultäten wie Jura oder Wirtschaft bestehen die Prüfungen hauptsächlich aus Multiple-Choice-Fragen. Texte sorgfältig lesen und interpretieren, Haupt- von Nebensachen unterscheiden, fließende Sätze mit den korrekten Begriffen formulieren, einen Absatz logisch aufbauen und ein Referat übersichtlich strukturieren sind elementare

Fertigkeiten, die kaum noch behandelt werden. Wer seine eigene Sprache nicht beherrscht, bekommt eine Fremdsprache erst recht nicht in den Griff, einfach weil ihm das Sprachgefühl und die Sprachfertigkeit fehlen. Es lässt sich leicht erraten, was die Anglisierung des Hochschulwesens in den meisten Fällen für die Ausdrucksfähigkeit und das Verständnis von Studenten bedeutet. Sie bedienen sich eines beschränkten Wortschatzes voller vager und abstrakter Begriffe, Füllwörter und fester Redewendungen. Kurzum, ihre Sprache ist arm.

In ihrer Zukunftsvision über den akademischen Unterricht behauptet die Niederländische Vereinigung von Universitäten, dass sie die Ausbildung von Studenten zu „kritischen Bürgern“ und den Kontakt mit der Gesellschaft für sehr wichtig halte. Das klingt sehr gut, lässt sich aber kaum mit der Anglisierung von Unterrichtsprogrammen vereinbaren. Entscheidungsträger und Manager haben oft einen großen Bedarf an einem breiten niederländischen Wortschatz, um persönliche oder gesellschaftliche Entwicklungen erklären zu können. Jeder Politiker oder Therapeut wird bestätigen, dass die Beherrschung der eigenen Sprache entscheidend ist, um seine Mitmenschen erreichen zu können und in Worte zu fassen, was in der Gesellschaft vor sich geht. Unser öffentlicher Raum ist noch immer niederländischsprachig: die Nachrichten, die Talkshows in Radio und Fernsehen, die Artikel in der Zeitung, die Debatten im Parlament ... Sobald in der Wissenschaft die sprachliche Verbundenheit mit der Gesellschaft verschwindet, entsteht eine abgesonderte intellektuelle Elite, die buchstäblich und im übertragenen Sinn nicht mehr dieselbe Sprache wie die Bevölkerung spricht.

Zu den wichtigsten Aufgaben der Universitäten gehört die Verbreitung von wissenschaftlichen Kenntnissen in unserer Gesellschaft. Das stimmt mit der Erkenntnis überein, dass die Globalisierung immer auch eine lokale Dimension hat. Um darauf eingehen zu können, müssen Universitäten mit nicht-akademischen Bereichen zusammenarbeiten. Beispielsweise müssen neue Erkenntnisse in der Geriatrie zu den Krankenhäusern, Seniorenheimen, Pflegern und Patienten gelangen. In dieser Wechselwirkung zwischen Wissenschaft und örtlich eingesetztem Wissen spielt eine gemeinsame Sprache eine entscheidende Rolle. Eine Universität kann also nicht unter der Maske der Globalisierung das *Globish* zu ihrer Verkehrssprache machen, sondern muss eine Begegnungsstätte sein, in der verschiedene Sprachen, Kulturen und Traditionen sich gegenseitig bereichern. Auch im Hinblick auf die Integration von Menschen mit Migrationshintergrund ist eine mehrsprachige Ausbildung erwünscht. Während der Integrationsdebatte wird stets darauf hingewiesen, dass Niederländischkenntnisse unentbehrlich seien, um sich in unsere Gesellschaft einzufügen. Warum sollte etwas, worauf bei Mohammed und Fatima großen Wert gelegt wird, für höher Geschulte irrelevant sein? Wenn wir sogar in den Hochschulen nicht mehr auf unsere eigene Sprache stolz sind und sie nicht respektvoll behandeln, welches Bildungsideal bieten wir dann noch zur Integration an? Dann darf es kaum Erstaunen hervorrufen, dass letztendlich kaum jemand noch Respekt vor der akademischen Gemeinschaft hat. Und dann liegt auch der populistische Vorwurf auf der Hand, dass sich die universitäre Elite vor allem mit sich selbst befasst und die eigene Kultur verhökert.

Komasaufen

Englische Pubs sind Teil der typischen britischen Kultur und sie wurden dank britischer Fernsehserien weltweit bekannt. Bei einer Kneipe stellen wir uns ein traditionelles Lokal vor, wo Stammgäste in einer entspannten und freundlichen Atmosphäre Neuigkeiten austauschen, ein Pint Guinness oder Ale trinken und eine Runde Darts spielen. Das idyllische Bild, das wir von englischen Pubs hegen, stimmt jedoch nicht, und entspricht nicht immer der Realität. Wer am Wochenende abends durch das Zentrum einer durchschnittlichen britischen Provinzstadt geht, bekommt halluzinative Szenen zu sehen. Während die Stimmung in den überfüllten Pubs zuerst ausgelassen ist, wird die Atmosphäre nach ein paar Stunden immer bedrohlicher. Aus den Pubs dringt laute hämmernde Musik und ganze Horden von betrunkenen Kneipenbrüdern wackeln schreiend und lallend hinaus. Mädchen müssen sich buchstäblich an Passanten halten um sich einigermaßen aufrecht zu halten, während aggressiv aussehende Jungs in erster Linie wie auf der Suche nach einem Opfer für eine solide Schlägerei sind. Jedes Wochenende werden Hunderte von Opfern solcher Kämpfe ins Krankenhaus eingeliefert und muss die Polizei ausrücken, um die Gemüter zu beruhigen und die betrunkenen Gewalttäter festzunehmen. In Großbritannien notiert man mehr als eine Million alkoholbedingte Gewaltverbrechen pro Jahr. Darüber hinaus gibt es noch Hunderttausende von Fällen häuslicher Gewalt, wofür betrunkene Partner verantwortlich sind.

Dass das Phänomen nicht nur im verarmten industriellen Norden des Landes stattfindet, beweisen die Zahlen aus dem wohlhabenden und konservativen Süden. Da hat sich die Zahl der Gewaltverbrechen in den letzten fünf Jahren sogar verdoppelt. Dieser spektakuläre Anstieg ist vor allem dem Phänomen des Rauschtrinkens, „*Binge Drinking*“, zuzuschreiben. Wir kennen es als Rauschtrinken, und es bedeutet, dass man ein Wochenende lang bis zum Umfallen trinkt. Aus Untersuchungen geht hervor, dass die Briten jährlich nicht mehr Alkohol als andere Europäer trinken - etwa so viel wie die Belgier –, aber viel mehr auf einmal. Ein Glas Wein zum Essen ist in Großbritannien viel weniger üblich als in Südeuropa, aber Unmengen an Bier im heimischen Pub umso mehr. Während zehn Prozent der deutschen Männer einmal in der Woche tüchtig auf die Pauke hauen - mit mindestens fünf Drinks an einem Abend – machen das in Großbritannien vierzig Prozent. In Irland, dem anderen Exponenten der typisch angelsächsischen Pub-Kultur, ist das fast die Hälfte. Bei Frauen sind die Unterschiede noch größer: zwei Prozent wöchentlich starke Trinker in Deutschland, gegenüber zwölf Prozent in Großbritannien und vierzehn Prozent in Irland. Außerdem nimmt der Alkoholkonsum in Kontinentaleuropa in der Regel ab, während er auf der anderen Seite des Kanals bedeutend ansteigt.

Die britische Regierung beschreibt das Phänomen als "neue britische Krankheit". Die Plage untergräbt die Gesundheit von Millionen von Briten, kostet das Gesundheitswesen jedes Jahr mehr als zwei Millionen Euro und wirkt sich sozial verheerend aus. Dennoch ist es vor allem die einhergehende Kriminalität die der britischen Regierung Kummer bereitet. Britische Politiker versprechen nämlich seit Jahren, dass sie die Kriminalität und ihre Ursachen knallhart anpacken wollen. In vielen Bereichen gibt es eine Menge Fortschritte, aber das gilt

nicht für die sensible Frage der Gewaltkriminalität, der Art des Verbrechens, durch die die Zivilisten am meisten betroffen werden. Der Hauptschuldige ist das Komasaufen. Statistische Forschung liefert schon ein ziemlich beängstigendes Bild. So behauptet fast die Hälfte der Opfer von Gewaltverbrechen, dass der Täter betrunken war. An einem durchschnittlichen Wochenende sind sieben von zehn Notaufnahmen in Krankenhäusern irgendwie alkoholbedingt.

Nach den Ursachen dieser britischen Trinkkultur kann man nur raten. Die Briten selbst, mit ihrem legendären Selbstspot, scherzen manchmal, dass sie sich besaufen, um zu vergessen, dass sie Briten sind, um sich mal nicht mit dem schrecklichen englischen Klima und allen sportlichen Misserfolgen zu beschäftigen. Auch derjenige der England besser kennt, bekommt den Eindruck, dass bestimmte kulturelle Eigenheiten auf jeden Fall mitspielen. In anderen europäischen Ländern ist Angeben mit Trinkleistungen vor allem Sache der Jugendlichen. Erwachsene schämen sich meistens, wenn sie anfangen zu lallen. In England ist ein tüchtiger Kater aber oft etwas worauf man stolz sein kann. Dazu kommt noch das Element der frühzeitigen Sperrstunden. Weil jeder weiß, dass die Pubs um elf Uhr schließen - und am Sonntag sogar um halb elf - werden Pub-Besucher sozusagen dazu angeregt, bereits am frühen Abend mit dem Bechern anzufangen. Diese strengen Schließzeiten stammen aus dem Zweiten Weltkrieg und hatten zum Ziel, Arbeitnehmer, die in der Kriegsindustrie beschäftigt waren, so viel wie möglich aus den Kneipen zu halten. Nach langen und hitzigen Debatten im Unterhaus wurden die strengen Schließzeiten vor Kurzem endlich gelockert. Die Gemeinden erhalten künftig selbst das Recht, über ein Genehmigungssystem zu bestimmen, wie spät eine Kneipe oder Diskothek offen bleiben kann. Kurzfristig wird das die Sachen ohne Zweifel nur noch schlimmer machen. Betrunkene, die man jetzt zumindest um 11 Uhr raus aus der Kneipe kriegt, werden das Gefühl erhalten, dass es keine Grenzen mehr gibt, aber die Regierung hofft, dass die Maßnahme langfristig einen kulturellen Wandel mit sich bringen wird. Wer erst um 10 Uhr in einer Kneipe ankommt, braucht sich also nicht aufzuregen, weil ihm nur noch eine Stunde bleibt um sich volllaufen zu lassen. Für die Anwohner und die Polizei wiederum ist es gut, dass nicht alle Betrunkenen zur gleichen Zeit auf die Straße hinausstolpern.

Die Regierung verspricht sich auch vieles von einer Mischung aus harten Maßnahmen und sogenannter Selbstregulation. Auf der einen Seite sollen betrunkene Gewalttäter auf der Stelle bestraft werden, auf der anderen Seite gibt es Aufklärungskampagnen und wird die Getränkeindustrie dazu angespornt sicherere Flaschen zu produzieren. Das heißt: Getränkeflaschen, die man nicht länger zerbrechen kann, um mit deren Scherben einen Gegner zuzurichten. Von weiteren radikalen Schritten, wie einem Alkoholverbot, ist die Regierung - trotz des Drucks der wachsenden Kriminalitätszahlen - vorerst nicht begeistert. Britische Politiker schließlich haben eine panische Angst davor, von ihren Wählern für Überreglementierer gehalten zu werden. Und wer es in einem Land wie Großbritannien wagt, die beliebte Pub-Kultur zu berühren, begeht politischen Selbstmord.

Wir sehen anders fern als früher

Haben Sie gestern Abend den Fernseher aus- und den Computer eingeschaltet? Oder haben Sie sich nachträglich eine Sendung angesehen und Werbung vorgespult? Dann sind Sie mit den neuen Fernsehtrends voll dabei. Wir sehen zwar nicht weniger, jedoch anders fern als früher. Ohne dass wir uns dessen bewusst sind, ändert sich in letzter Zeit unser Fernsehverhalten. In der zweiten Hälfte des Jahres 2013 untersuchte Knack Magazin in einer großen Online-Umfrage, an der fast zehntausend Leser teilnahmen, unsere Fernsehgewohnheiten. Die Umfrage, so wie die vielen Hunderten Leserkommentare zu diesem Thema, konfrontieren uns mit einer Reihe von Beobachtungen, aus denen wir einige starke Trends ableiten können. Aus den Leserkommentaren ergibt sich, dass wir die Wiederholungen, Kochshows und Reality-Shows satt haben. Ganz zu schweigen von Filmen, die durch Werbung und öffentliche Bekanntmachungen, die endlos wiederholt werden, und von Programmen die durch ein störendes *Product Placement* unterbrochen werden. Fernsehen machen ist eine wirklich teure Angelegenheit. Kochprogramme und auch Reality-Programme sind viel billiger zu produzieren als eine fiktive Serie. Und Wiederholungen kosten gar nichts. Programmierer müssen ernsthaft über die Folgen all dieser Wiederholungen nachdenken und neue, kreative Formate entwickeln die weniger kosten. Wir müssen jedoch nuancieren. Wie die hohen Bewertungen beweisen, sehen wir uns gerne einige dieser Kochsendungen und Reality-Shows an.

Laut Umfrage von Knack sehen Flamen während der Woche fast vier Stunden pro Tag, und am Wochenende etwas mehr fern. Vergleichen wir diese Zahlen mit ähnlichen Zählungen aus der Vergangenheit, ergibt sich, dass wir heute sogar weniger fernsehen als früher. Der Grund für diese Unterschiede ist nicht weit zu suchen. Heute sehen wir mehr und mehr fragmentiert fern, und daher ist schwer einzuschätzen, wie oft wir wirklich fernsehen. Wenn Forscher uns fragen, wie viele Stunden wir pro Tag fernsehen, denken wir nur an die Zeit, die wir im Wohnzimmer vor dem Fernseher sitzen. Die vielen verschiedenen Fernsehfragmente an einem Tag rechnen wir nicht mit: einige Nachrichten auf der Webseite der VRT, eine DVD einer Fernsehserie, eine Radioübertragung mit Live-Bildern aus dem Studio, und so weiter. In Wirklichkeit sehen wir viel mehr fern als wir uns darüber im Klaren sind. Ein weiteres sehr markantes Ergebnis ist, dass weniger als zwei Drittel der Befragten sagen, dass sie Fernsehen mit einer anderen Aktivität kombinieren. Das Fernsehen ist in letzter Zeit einfach zum Hintergrund geworden. Wir sehen mit einem halben Auge fern, während wir lesen, anrufen, simsen oder am Computer, Laptop oder Tablet beschäftigt sind. Auch was das Fernsehen betrifft, sind wir anscheinend *Multitasker* geworden. Wir kochen oder bügeln schon lange mit dem Fernseher im Hintergrund, neu aber ist, dass wir fernsehen mit anderen Medien kombinieren.

Die größte Veränderung scheint der Durchbruch des digitalen Fernsehens zu sein. Schätzungsweise sahen Ende 2013 fast drei Viertel der Familien in Flandern digital. Vor knapp fünf Jahren waren wir dieser Neuigkeit gegenüber noch sehr misstrauisch, aber heute haben wir massenhaft in einen großen Flachbildfernseher und ein Digital-Abonnement investiert. Die relativ kostengünstige Pakete (Digital TV + Internet + Festnetztelefon) haben zweifellos dazu angeregt. Geht man von den vielen Antworten auf die Umfrage aus, so sei die Digibox ein Segen. Zum einen, weil wir Programme ganz einfach aufnehmen können und zum anderen, weil wir dann, beim nachträglichen Fernsehen, die Werbung mit dem größten Vergnügen weiterspulen. In der Umfrage machen das mehr als 90% der Befragten immer

oder meistens. Für kommerzielle Sender ist das natürlich eine Katastrophe, und deshalb wird derzeit nach Lösungen gesucht. So soll ein Kanal das Vorspulen von Werbung technisch verhindern, außer für Abonnenten, die extra dafür bezahlen wollen. Aber nach Experten sei dies ein Rückzugsgefecht, denn in Wirklichkeit sind Werbetreibende bereits vollauf damit beschäftigt, andere Kanäle anzubohren. Zwischen den Werbespots gibt es mittlerweile schon Wettbewerbe, und die Zuschauer können interaktiv mitspielen und tolle Preise gewinnen.

Im Durchschnitt hat jede belgische Familie heute 2.5 Fernsehapparate im Haus. Das zweite Gerät befindet sich vor allem in der Küche, und das erweist sich als nützlich für die Nachrichten. Die Staus führen dazu, dass wir später nach Hause kommen. Und oft sind wir noch gerade beim Kochen oder Essen, wenn der Nachrichtensprecher mit den Ereignissen des Tages beginnt. Laut der Umfrage sehen die Menschen sehr wenig fern im Schlafzimmer. Schlafexperten und Neurologen werden das gerne hören: Seit Jahren behaupten sie, dass wir im Bett besser nie fernsehen sollten. Ferngesehen wird im Schlafzimmer vor allem von jungen Leuten. Seit den 90er Jahren ist ihr Schlafzimmer durch den eigenen PC, Laptop, Tablet, Smartphone, Spielkonsole und TV zu einem Kommunikationsraum mit der Welt geworden. Aber auch bei den Leuten über 50 sind der Computer und das Internet große Konkurrenten der Vorherrschaft des Fernsehers. In der Umfrage sagt ein Drittel der Befragten, dass sie oft einen Abend vor dem Fernseher durch ein paar Stunden vor dem Computerschirm ersetzen: Informationen suchen, chatten, Videos ansehen, facebooken und so weiter.

Und wie sieht die Zukunft des Fernsehens aus? Manche meinen, dass das klassische Fernsehen nach und nach aus dem Wohnzimmer verschwinden wird, und wir mehr und mehr mobil fernsehen werden. Heute können wir sogar auch schon auf dem Computer oder Smartphone fernsehen, aber das machen wir noch nicht oft. Verständlich, denn die Bildqualität eines Smartphones, PCs oder Laptops kann nicht mit einem HD-Programm auf einem Flachbild-TV verglichen werden. Das wird sich in den kommenden Jahren schnell ändern, wenn Tablet-Computer billiger werden und es einfacher wird, sich auf einem Tablet HD- Fernsehprogramme zu anzuschauen. Mit großer Sicherheit können wir voraussagen, dass viele Belgier in fünf Jahren mobil fernsehen werden. Das wird die größte Veränderung unserer TV-Mediennutzung sein. Andere meinen jedoch, dass sich eindeutig eine Situation entwickelt, in der die Menschen sich dann und wann für einen TV-freien Abend entscheiden werden und dass man sich weiter in Richtung sozialeres Fernsehen entwickeln wird. Viele Familien haben in den 90er Jahren für ihre Kinder einen Fernseher für das Schlafzimmer oder das Hobbyzimmer gekauft. Alle saßen allein vor ihrem Gerät. Heute stellen wir den Beginn einer Entwicklung in die entgegengesetzte Richtung fest: Familien entscheiden sich wieder für mindestens einen gemeinsamen Fernsehabend, in der Regel am Sonntag. Gemütlich mit einem Getränk und einer Kleinigkeit zum Essen, mit der ganzen Familie ein gutes Programm genießen.

Machos auf Rädern

Es ist lange her, dass ein bestimmter Autotyp die Emotionen so hoch auflodern ließ wie der Geländewagen, der auch SUV genannt wird. SUV ist die Abkürzung der englischen Bezeichnung *Sports Utility Vehicle*. Der Widerstand gegen den SUV, der schon vor etwa fünf Jahren begonnen hatte, ist eine internationale Erscheinung und nimmt allerlei Formen an. In Belgien begann es ziemlich verspielt, als Aktivisten im Raum Brüssel die Luft aus den Reifen von SUVs herausließen. Im April dieses Jahres wurde diese Aktion in Antwerpen wiederholt. Das war das Werk von Aktionsgruppen, die verlangen, dass neue Autotechnologie vorrangig dazu verwendet werden sollte, umweltfreundlichere und sichere Wagen statt immer schwerere, immer schnellere und immer größere Fahrzeuge herzustellen.

Aus kommerzieller Hinsicht ist der Aufmarsch der SUVs allerdings *'business as usual'*. Der kaufkräftige Konsument hat genug von den normalen Pkws und stürzt sich auf die neuen Marktnischen. Der Verkauf der traditionellen Limousinen geht zurück. Außerdem ist die Markentreue nicht mehr das, was sie einmal war: Konsumenten entscheiden sich jetzt eher für ein Modell. Sie wollen einen Break, ein Cabriolet oder einen Kleinbus, wobei die Marke von geringerer Bedeutung ist. Weil diese traditionellen Modelle etwas brav aussehen, entscheiden sich die Menschen für die stärkeren, abenteuerlicheren Geländewagen. Es stimmt, dass ein Allradantrieb in Flandern kaum sinnvoll ist, aber die freie Auswahl bietet den Menschen dennoch die Möglichkeit, ihre persönlichen Wünsche in Erfüllung gehen zu lassen. Hersteller, die anfangs nicht auf den SUV-Trend eingingen, wie die französischen Marken, waren letztendlich gezwungen zu folgen, wenn sie keinen Marktanteil verlieren wollten. Natürlich gehören SUVs zu einer Preiskategorie, die kommerziell interessant ist. Der Verkauf von SUVs in unserem Land nimmt weiterhin zu. Vor fünfzehn Jahren wurden in Belgien noch nicht einmal 9 000 Exemplare verkauft, aber voriges Jahr waren wir schon bei über 50 000.

Weil Geländewagen keinen Gewinn für die Umwelt und die Verkehrssicherheit bedeuten, stoßen sie seit ihrer Einführung auf dem Automarkt auf sehr viel gesellschaftlichen Widerstand. Welche Einwirkung SUVs auf den Umweltschutz haben, zeigte vor Kurzem eine größere Studie des VITO, des Flämischen Instituts für Technologische Forschung, das im Auftrag der flämischen Regierung die sogenannten *Ecoscores* (Umweltwerte) von Wagen berechnet hat. Diese Umweltwerte beruhen nicht nur auf Emissionen, die einen Einfluss auf die Luftqualität haben, sondern auch auf die Lärmbelästigung. Je umweltfreundlicher ein Wagen ist, desto höher sein *Ecoscore*. Das VITO ordnete nicht weniger als 7 500 Modelle und Versionen nach dem Umweltwert. Ganz oben auf dieser Hitparade finden wir den Toyota Prius, am Ende den Lamborghini Murcielago, dessen negativer Einfluss auf die Umwelt das Vierfache von dem des Prius beträgt. In der Top-50 der Wagen mit den schlechtesten *Ecoscores* stehen nicht weniger als 35 Geländewagen. Vor allem der höhere Verbrauch spielt eine Rolle bei ihrer schlechten Platzierung: SUVs verbrauchen pro 100 Kilometer drei Liter Treibstoff mehr als normale Wagen, die Motoren mit einem vergleichbaren Zylinderinhalt haben. Das führt direkt zu einer höheren CO₂-Emission: SUVs blasen pro Kilometer bis zu 70 Gramm mehr CO₂ in die Luft als andere Autos. Diesel-SUVs stoßen außerdem ein Drittel mehr feine Rußteilchen als normale Diesel aus. Aus allen Zahlen geht hervor, dass sich der Umweltwert von jemandem, der

einen SUV statt eines vergleichbaren anderen Wagens fährt, schnell um ein Viertel verringert.

Sicher sind die SUVs auch nicht. Statistiken belegen, dass die Insassen anderer Fahrzeuge bei einem Zusammenstoß mit einem SUV einem viermal größeren Risiko ausgesetzt sind, getötet zu werden, und nicht weniger als achtmal stärker gefährdet sind, schwer verletzt zu werden. Das liegt daran, dass SUVs in der Regel schwerer und höher sind, wodurch sie andere Wagen an ihren Schwachstellen treffen. Auch Radfahrer und Fußgänger ziehen sich schwerere Verletzungen zu, wenn sie mit Geländewagen in Berührung kommen. Trotzdem wäre es verkehrt, daraus abzuleiten, dass SUVs für ihre Insassen außerordentlich sicher sind. Dass der Schwerpunkt dieser Fahrzeuge sehr hoch liegt, ist ein Vorteil auf schwerem Gelände, aber bei einer hohen Geschwindigkeit auf Asphalt wird das eher zu einem Nachteil: SUVs kippen schneller als andere Wagen. Dennoch plant der Staat nicht, gegen SUVs Kampagne zu führen, denn nach den Worten eines Sprechers verursachen überhöhte Geschwindigkeit und Trunkenheit am Steuer viel mehr Verkehrsunfälle als SUVs. Worauf es ankomme, sei das Fahrverhalten des Fahrers, nicht sein Auto.

Zweifellos ist die Aufregung, die die SUVs verursachen, ein wenig ein Symbolstreit zwischen Subkulturen, aber es gibt auch einen realen Interessenkonflikt. Die Freiheit des Konsumenten, durch den Erwerb seines geliebten Wagens sein Ego zu streicheln und sein Prestige zu erhöhen, stößt letztendlich auf die Freiheit anderer Menschen, die nicht konfrontiert werden wollen mit einem all zu brüskem Klimawechsel oder mit der Freiheit, ihre Lieben vor einem Wagen zu schützen, der mit einem Stahlbügel ausgerüstet ist, der eigentlich dazu dient, Vieh zusammenzutreiben. Dieser gesellschaftliche Konflikt könnte zu einem großen Teil behoben werden, wenn der Käufer die zusätzlichen sozialen Kosten bezahlt, die sein SUV verursacht. Es werden für diese Wagen in der Regel schon höhere Kfz-Steuern eingenommen, und durch den höheren Verbrauch verdient der Staat auch mehr Verbrauchssteuern am Treibstoff. Ob damit die vollständigen Zusatzkosten gedeckt sind, ist etwas, was der Staat berechnen müsste. Aber diese Berechnung ist bisher nicht erfolgt, weil der Staat die Kfz-Steuern in der nahen Zukunft auf den *Ecoscores* basieren will, wie es übrigens auch die Europäische Union vorschlägt.

Der Aufmarsch des SUV sorgte dafür, dass die freiwillig auferlegte Norm, welche die EU und die Automobilhersteller vereinbart hatten, um die durchschnittliche CO₂-Emission der Fahrzeuge bis zum Jahr 2008 auf 140 Gramm pro Kilometer zu reduzieren, nicht erreicht wurde. Für die EU steht eine ganze Menge auf dem Spiel: Wenn sie als Weltführer im Kampf gegen die Aufwärmung der Erde glaubwürdig bleiben will, sollte sie den verminderten Ausstoß von Treibhausgasen, der ihr vom Kyoto-Protokoll auferlegt wird, unbedingt in die Tat umsetzen. Übrigens sind sich die meisten Klimatologen darüber einig, dass das Kyoto-Protokoll längst nicht ausreichen wird, um den Klimawechsel einigermaßen unter Kontrolle zu halten. Es ist eine drastischere Senkung der CO₂-Emission notwendig. Wenn das stimmt, ist es sehr fraglich, ob wir uns die Freiheit, in unseren SUVs den Macho heraushängen zu lassen, noch lange erlauben können.

Facebook

Im Jahr 2004 sah der 19jährige Harvardstudent Mark Zuckerberg seinen Traum in Erfüllung gehen. Es gelang ihm, ein Netzwerk einzurichten, das alle Studenten miteinander verbindet, um Nachrichten schneller und zu jedem Zeitpunkt zu übermitteln. Es funktionierte, es hatte Erfolg. Stärker noch: über andere Universitäten wurde das Facebook-Portal zwei Jahre später für die ganze Welt geöffnet. Weltweit nutzen inzwischen schon hundertfünfzig Millionen Menschen das Netz, von dem es seit 2008 auch ein eigenes Portal für Niederländischsprachige gibt. Wenn Facebook ein Land wäre, würde es, was die Bevölkerungszahl betrifft, auf dem achten Platz stehen. Ein durchschnittlicher Benutzer hat ungefähr hundert Freunde, ist etwa dreißig Jahre alt und trägt sein Scherflein zu den monatlich mehr als 800 Millionen heraufgeladenen Fotos von längst vergessenen Pfadfinderlagern oder soeben zu Ende gegangenen Skiurlauben bei. Der große Trumpf von Facebook ist die Benutzerfreundlichkeit, die dafür sorgt, dass die Menschen immer wieder zurückkehren. Dennoch wird die Sozialnetzwerkseite sechs Jahre nach ihrer Gründung heftig kritisiert. Bei der ganzen Diskussion geht es immer wieder um die Privatsphäre und um Geld.

Facebook ist schon eine Weile auf der Suche nach einer Einnahmequelle, aber das scheint schwieriger zu sein als gedacht. Laut der britischen Zeitung *The Telegraph* soll Facebook beabsichtigen, persönliche Daten von Benutzern zu verkaufen. Das System wurde zum ersten Mal während des Weltwirtschaftsforums in Davos präsentiert. Auf verschiedenen Konferenzen wurden Thesen aufgestellt (wie etwa „Wirtschaftsförderungsplan von Obama auf Kurs“), über welche die Facebook-Benutzer sofort abstimmen konnten. Die Ergebnisse konnten vom Publikum und den Rednern in Echtzeit betrachtet werden und zeigten unmittelbar, wie die Facebook-Gemeinschaft über dieses oder jenes Thema denkt. Zuckerberg sieht in dem System ein hervorragendes Instrument für Unternehmen, gegen Bezahlung nach den Meinungen der Verbraucher über neue Erzeugnisse zu forschen. Außerdem können diese Konsumenten problemlos nach ihren demografischen Daten ausgewählt werden, weil die meisten Facebook-Benutzer diese Informationen dem System anvertrauen. Ein Deodoranthersteller könnte zum Beispiel auf diese Weise männliche Facebooker im Alter von 16 bis 20 Jahren, die in einer Stadt mit mindestens einer Million Einwohnern wohnen und heterosexuell sind, fragen, was sie von einem neuen Duft halten. Bei hundertfünfzig Millionen Benutzern könnte ihre Meinung zudem statistisch ziemlich relevant sein, und Facebook könnte sich eine dicke Scheibe vom Milliardenmarkt der Marktforschung abschneiden. Laut *The Telegraph* ist das neue System ein Beispiel des sogenannten „Engagement Ads“. Damit ist eine Form des Inserierens gemeint, mit der Facebook schon seit einigen Monaten experimentiert. Einem bestimmten Facebooker oder einer kleinen Gruppe von Benutzern wird eine bestimmte Anzeige vorgelegt. Bezweckt wird, dass eine Interaktion entsteht. Indem der Benutzer auf die Anzeige klickt und beispielsweise Feedback gibt oder einen Ermäßigungsgutschein anfordert, wird sein Profil auf den neuesten Stand gebracht, wodurch alle seine Freunde sehen können, dass er auf das Inserat geklickt hat. Facebook hofft, dass diese Freunde ihrerseits die Anzeige anklicken, wodurch wiederum die Freunde der Freunde interessiert werden usw.

Unmittelbar nach der Veröffentlichung des Artikels in *The Telegraph* herrschte Aufruhr in der Bloggerszene. Sehr viele Facebook-Benutzer waren überhaupt nicht damit einverstanden, dass ihre persönlichen Daten an Unternehmen verkauft werden sollten, ohne dass sie dafür ausdrücklich ihre Zustimmung gegeben hatten. Sie fordern mit Recht, dass Website-Benutzer im Internet dieselbe Kontrolle über ihre Identität haben wie in der echten Welt. Jeder

Benutzer muss selbst entscheiden können, wer Zugriff auf seine persönlichen Daten erhält, muss sich problemlos von einer Website streichen lassen können und bestimmte Informationen über sich selbst löschen können. Internetfirmen erkennen einerseits die Tendenz an, immer mehr Informationen zu verbreiten, ohne dass der Benutzer sich dafür entscheidet, relativieren aber andererseits das Risiko der Verletzung der Privatsphäre. Facebook hat nämlich aus Erfahrungen gelernt, bei denen mit Benutzerdaten unachtsam umgegangen wurde, und ist sich bewusst, dass der Erfolg einer Internetseite von ihrem zuverlässigen Image abhängig ist. Zum Beispiel wurde so sehr gegen den sogenannten *Beacon-Service* protestiert, mit dem Benutzer zurückverfolgen konnten, was ihre Freunde auf Internetseiten wie Amazon gekauft hatten, dass die Idee letztendlich aufgegeben wurde.

Da vor allem Europäer viel Wert auf Privatsphäre legen, wollen Netzwerkseiten in ihren Rundbriefen und FAQ die Benutzer darauf hinweisen, dass sie zweimal darüber nachdenken sollen, bevor sie etwas in ihr Profil eingeben. Es gibt sogar Pläne, das System restriktiver zu machen, indem eine Standardoption eingeführt wird, die nur anerkannten Freunden Zugriff auf ein Profil gewährt. Auf diese Weise wollen sie vor allem junge Benutzer schützen, die nicht immer besonders aufmerksam sind, wenn es um die Privatsphäre geht, und sich allerlei Gefahren im Internet aussetzen. Trotz allseits bekannter Geschichten über verschiedene Missbräuche akzeptieren zwei Drittel problemlos Unbekannte als Freunde in ihrem Account und lässt mehr als die Hälfte ihr Profil bewusst offen, um neue Bekannte anzulocken. Auf diese Weise bringen sie böswillige Geister natürlich auf Ideen.

Bleibt natürlich die Tatsache, dass Facebook und andere Netzwerkseiten irgendwann Geld für ihre Investoren verdienen müssen, die Gewinne einstreichen wollen. Wie das gehen soll – über die Börse oder durch eine bestimmte Einnahmequelle –, bleibt vorläufig offen. Zuckerberg, der zu den vierhundert reichsten Menschen der Welt gehört, behauptete vor Kurzem, dass er sich einige Jahre nicht mit finanziellen Angelegenheiten beschäftigen möchte. Mit ausreichendem Kapital auf der Bank, um noch eine Weile zu überstehen, kann Facebook es sich erlauben, abzuwarten, was bei sehr viel anderen, kleineren sozialen Netzwerken nicht der Fall ist. Auch im Internet stehen die Reklameeinnahmen schwer unter Druck. Für sehr viele Möchtegerne und Nachahmer könnte es in der nächsten Zeit schwer werden. Marktforschungsbüros korrigieren dieses Jahr ihre Erwartungen, was Reklame auf sozialen Netzwerken anbelangt, nach unten. Facebook soll 20 Prozent einbüßen und nur noch für 163 Millionen Euros Anzeigen verkaufen. Obwohl Zuckerberg behauptete, sich nichts aus Geld zu machen, kündigte Facebook dennoch bereits an, dass die kommenden Jahre besonders aufwändig und schwierig sein werden.

(950)

Eine Welt, in der alles möglich ist

Die Gesellschaft ändert sich, Gewohnheiten entwickeln sich weiter. Das Gleiche gilt für die Kommunikationsmittel. Die Wirtschaftskonjunktur und die Globalisierung haben im Laufe der Jahre eine Tendenz zur Introvertiertheit mit sich gebracht. Ist das auf den Rückgang der Kaufkraft zurückzuführen? Auf die Wirtschaftskrise? Teilweise ja, denn wenn es schwierig wird, über die Runden zu kommen, beginnen immer mehr Menschen, ihre Freizeitausgaben zu kürzen. Ein voller Einkaufswagen oder ein Abend unterwegs mit Freunden? Ein voller Benzintank oder ein romantisches Essen in einem Restaurant? Die Entscheidung ist schnell gefallen.

Es ist also nicht so erstaunlich, dass das Internet und seine virtuellen Ableitungen gegenwärtig eine Lösung für Millionen Surfer bieten, die dort hinein flüchten und sich ein Parallelleben aufbauen. Ob es sich nun um Dating-Websites oder neue virtuelle Gemeinschaften handelt, in denen man mit der ganzen Welt in Kontakt tritt, diese neuen Kommunikationsmodi haben den Vorteil, dass man sich dort entspannen, neue Horizonte kennen lernen und in die Haut von jemand anderem schlüpfen kann. Wir dürfen jedoch nicht vergessen, dass sie auch ein Mittel sind, die Zeit totzuschlagen und der Einsamkeit, die sich mitunter schwer ertragen lässt, die Stirn zu bieten.

Im Internet entstehen immer mehr Dating-Websites, deren Mitgliederzahlen ständig zunehmen. Aber was bringt Junggesellen – und manchmal auch Personen, die eine Beziehung haben oder verheiratet sind – dazu, derartige Websites zu besuchen statt direkte Kontakte vorzuziehen, um einen Seelenverwandten, einen neuen Freund oder eine neue Freundin oder einen Spielpartner für einen Abend zu finden? Klischee oder nicht, manche lassen sich nun einmal von der Spannung verleiten, die mit dem Entdecken des attraktiven Mannes oder der verführerischen Frau einhergeht, die sich möglicherweise hinter einem mysteriösen Pseudonym verbergen.

Die Erwartungen sind unterschiedlich. Die neue, virtuelle Art und Weise, Menschen zu treffen, wendet sich an alle Altersgruppen, aber 18- bis 25-jährige machen eher davon Gebrauch, weil sie sich verlegen oder unsicher fühlen. 25- bis 35-jährige verfügen wiederum über zu wenig Zeit, um im echten Leben nach einer verwandten Seele zu suchen, während über Vierzigjährige oft ihren bestehenden Bekanntenkreis zur Genüge kennen und auf diese Weise hoffen, neue Menschen kennenzulernen. So gesehen bleibt das Internet also vor allem ein Spielzeug, das die Wahrscheinlichkeit täglicher Begegnungen erhöht. Im wirklichen Leben beschränken sich neue Begegnungen meistens auf den kleinen sozialen Kreis von Freunden und Kollegen. Im Internet liegt die ganze Welt in virtueller Reichweite.

Dennoch müssen wir anmerken, dass es oft Langeweile und Einsamkeit sind, die einer derartigen Suche nach neuen Menschen und virtueller Wärme zugrunde liegen. Dabei ist die Benutzung eines Pseudonyms - was Anonymität garantiert - für manche ein Umstand, der die Ausdrückung ihres authentischen Ichs fördert. Man sollte sich allerdings vor Personen vorsehen, die sich besser darstellen, als sie in Wirklichkeit sind. In diesem Fall besteht das Spiel in der Erzeugung einer nicht-eigenen Persönlichkeit, die ausschließlich die Verführung (sprich: Irreführung) bezweckt. Wenn es um Liebesgeschichten geht, gibt es auch in der virtuellen Welt genauso viele Erfolge wie Enttäuschungen!

Soziologen und Psychologen betonen den möglicherweise gefährlichen Charakter der „Kristallisation der Liebe“ und empfehlen, den virtuellen Kontakt so kurz wie möglich zu halten: je schneller die reelle Begegnung stattfindet, desto geringer wird die eventuelle Enttäuschung sein. Es ist nun einmal so, dass im Laufe der „virtuellen Phase“ eine Silhouette gebildet wird. Es zeichnet sich ein Charakter ab, und es entsteht etwas, was wie eine Beziehung aussieht, die aus täglichen kleinen Gewohnheiten besteht. Sobald man aufsteht, stellt man den Computer an. Hat er/sie mir eine Nachricht geschickt? Warum hat er/sie noch nicht geantwortet?

Nach kaum fünf Jahren hat *Facebook* weltweit mehr als hundert Millionen Mitglieder. Die Erklärung für diesen durchschlagenden Erfolg ist einfach: nachdem die Mitglieder ihre persönlichen Daten eingegeben haben, können sie miteinander Kontakt aufnehmen, alte Bekannte wiederfinden, Gespräche mit Personen mit gemeinsamen Interessen anknüpfen; Gruppen bilden und frei kommunizieren. Auch hier stellen wir dasselbe Phänomen fest: ein Verlangen nach sozialem Kontakt, nach dem Durchbrechen der Einsamkeit, nach der Erweiterung des Bekanntenkreises, nach einem Gefühl der Wertschätzung, oft das Gefühl „in“ zu sein. Darüber hinaus profiliert *Facebook* sich als ein kostenloses organisatorisches Instrument, indem es die Möglichkeit bietet, sich zu einem bestimmten Thema auszutauschen, auf dem neuesten Stand zu bleiben, einen neuen Verkaufs- oder Mitgliedschaftskanal zu finden, neue Tendenzen zu entdecken und auszuprobieren.

Ein weiterer Vorteil von *Facebook*, der immer mehr genutzt wird, besteht darin, dass Arbeitgeber dort auf die Suche nach dem geeigneten Arbeitnehmer gehen können. Für Personalabteilungen bildet *Facebook* ein glaubwürdiges Rekrutierungsfeld, weil junge Talente dort regelmäßig ihre Gedanken austauschen. Manche Arbeitgeber bieten potentiellen Bewerbern die Möglichkeit, ihre Stellenangebote auf eine inoffizielle und entspannte Weise einzusehen. Headhunters und Zeitarbeitsfirmen seien also gewarnt.

Ein anderes Musterbeispiel ist *Second Life*. Ein guter Slogan für diese Website wäre: „Sie finden Ihr Leben langweilig und uninteressant? Dann schließen Sie sich unserer Gemeinschaft an und führen Sie Ihr Leben, wie Sie es wollen!“ In dieser im Jahr 2003 gegründeten virtuellen 3D-Welt können die Benutzer eine Art „zweites Leben“ führen, sich in virtuellen Kulissen fortbewegen, die von den Mitgliedern selbst entworfen worden sind, und in die Haut von fiktiven Persönlichkeiten schlüpfen. *Second Life* ist mehr als ein unschuldiges Videospiele, denn das Kaufen und Verkaufen geschieht dort in Lindendollars, einer virtuellen Währung, die in echtes Geld umgetauscht werden kann. Die Bequemlichkeit einer solchen internen, virtuellen Ökonomie erlaubt alle Arten von Geschäften. Die Bewohner können dort ihre eigenen Produkte erschaffen und/oder zum Verkauf anbieten, öffentlich und „grenzenlos“ über die verschiedensten Themen reden, ihre eigene Werbung bei möglichen zukünftigen Arbeitgebern machen, Freundschaften schließen und Liebesbeziehungen eingehen, heiraten und Kinder kriegen. Kurzum, diese Welt ermöglicht uns, was uns im echten Leben nicht immer gegönnt ist. Der Internetbenutzer schätzt vor allem das Gefühl der Freiheit, das in *Second Life* herrscht. Er tut das, wozu er Lust hat und lässt sich durch seine Wünsche leiten, denn es gibt niemanden, der ihm irgendetwas verbietet. Es handelt sich um eine Parallelwelt, die einem nur das zurückgibt, was man selbst dort hineinsteckt.

Die Methode des guten Vorbilds wirkt nicht mehr

Im Alter von zwei Jahren hat er einen starken kleinen Willen entwickelt und er kneift den Mund seiner Mutter zu, wenn sie ihn wegen irgendetwas tadelt. Mit fünf ist er ein Tyrann, der genau weiß, was er tun muss, um das eine Spiel aus dem Laden zu bekommen oder dieses Gemüse nicht essen zu müssen. Laut kreischen hilft immer. Und als Teenager entdeckt er das Konzept von Mutters Taxi und Vaters Portefeuille. Das Taxi steht immer für ihn bereit, das Portefeuille ist eine bodenlose Quelle für jedes Vergnügen. Später, wenn er mit Kopf und Schultern über Vater und Mutter hinausragt und studiert, schlurft er auf dem Weg zu seinem Studentenzimmer hinter ihnen her. Mama trägt die Töpfe mit tiefgefrorenen Mahlzeiten, Papa die schweren Koffer. Und er? Er tauscht SMS mit Freunden aus, was sonst. Wenn die Eltern wieder zu Hause sind, überkommt sie ein unbehagliches Gefühl. Könnte es sein, dass sie sich nicht gewürdigt, nicht respektiert, zu persönlichen Sklaven reduziert fühlen? Sie wagen es kaum zu denken. Aber es ist wohl so. Man hört Eltern oft seufzen, dass sie alles für ihre Kinder tun, aber dass diese noch nicht einmal danke sagen können. Entgegen der Erwartungen vieler Eltern, überträgt sich ihre eigene Selbstlosigkeit nicht spontan auf ihren Nachwuchs, im Gegenteil.

Heutzutage betrachten Kinder betrachten sich selbst als untrennbar von ihren Eltern. Wie ein Neugeborenes die Brust der Mutter als ein Teil von sich selbst sieht, so sehen aufwachsende Kinder ihre Eltern heute als eine bodenlose Quelle von Komfort und Hilfe, und sie betrachten das Portemonnaie ihres Vater als das eigene. Je selbstloser die Eltern, desto egozentrischer die Kinder. Je mehr die Eltern ihre eigenen Interessen gegenüber denen ihrer Kinder zurückstellen, desto selbststüchtiger werden diese Kinder. Es ist verkehrt, von den Kindern Dankbarkeit zu erwarten. Aber von bedienenden Eltern, mit denen sie tun können, was sie wollen, haben sie nichts, sagen Kinder- und Jugendpsychologen. Eltern denken immer, „wenn ich die Teller jedes Mal in die Abwaschmaschine stelle, werden meine Kinder auch lernen, dass sie ab und zu etwas tun müssen, was ihnen keinen Spaß macht, oder dass sie ab und zu etwas für andere tun müssen“. Aber sie irren sich. Kinder finden es normal, dass Eltern alles für sie tun. Irgendwo ist etwas schief gegangen. Die Methode des guten Vorbilds funktioniert nicht mehr. Je mehr wir als Eltern für unsere Kinder tun, desto weniger bekommen wir zurück. Indem wir sie immer und überall hinbringen, erwarten und bedienen, sorgen wir lediglich dafür, dass sie bald ein noch moderneres und teureres Handy verlangen werden, in einem Ton, als sei es die normalste Sache der Welt.

Die in der Tat sehr selbstlosen Eltern von heute sorgen dafür, dass Kinder respektlos werden und vor allem, dass sie nicht unabhängig werden können. Es werden verwöhnte Weichlinge, was sich nicht sehr von egozentrischen Bürgern unterscheidet. Allerlei gesellschaftliche Trends sind die wahre Ursache. Eltern sind jetzt beinahe Freunde ihrer Kinder geworden. Sie wollen selbst in jeder Hinsicht so jung wie möglich bleiben und auch ihren Kindern so nahe wie möglich sein. Dadurch, dass Eltern nicht mehr wagen, besonders streng zu sein, verfallen sie oft in diese typische Gefälligkeit. Und sie sind nicht mehr so „vorbildhaft“. Heute wissen Kinder, wie viel ihr Vater verdient und was davon übrig bleibt, um ein neues Computerspiel kaufen zu können. Dass es gegenwärtig viel materiellen Reichtum und kommerziellen Druck gibt, Eltern weniger Kinder haben, aber beide arbeiten gehen, hat auch etwas damit zu tun. Viele Eltern haben zu viel über Erziehung gelesen, sind unsicher und wollen es so gut wie möglich machen. Außerdem

lieben sie ihre Kinder, aber sie haben zu wenig Zeit, und die Gesichter der Kleinen leuchten so schön auf, wenn sie vor ihnen stehen, so dass die Eltern auf die Dauer alles an ihrer Stelle tun.

Es gibt Eltern, die an Stelle ihrer Kinder Lösungen suchen und für sie denken. Dann ist man in der Tat nicht mehr weit von einem Baby entfernt, das seine Eltern als einen Teil seiner selbst sieht, als ewige Hilfe. Eigentlich ist das eine Art von Vernachlässigung, auch wenn es eher wie eine übertriebene Verwöhnung aussieht. Kinder haben nichts von Eltern, die alles für sie tun. Im Alter von zwei Jahren werden die Kinder trotzig und egozentrisch, und das ist phantastisch und notwendig, damit sie sich zu einer Persönlichkeit entwickeln, aber Eltern, die sich dadurch reinlegen lassen und letztendlich der Sklave des Kindes wurden, täuschen sich. Das Kind wird total abhängig von ihnen werden und sie manipulieren. Diese Kinder wissen, dass sie nur mit ihren Fingern schnippen müssen, und ihre Mutter macht Essen für alle Freunde oder kauft das neueste Game. Auf diese Weise bekommen sie nie eine eigene Identität und Selbstvertrauen, lernen sie nie, selbst Probleme zu lösen, und sie können nicht mehr auf etwas warten, das sie nicht sofort bekommen können.

Wie ist es dann richtig? Das ist schwierig, denn die Eltern verwöhnen sich selbst auch öfter als früher und die Kinder bekommen das mit. Aber es ist nicht falsch, sie ab und zu zu verwöhnen. Wenn sie sich jedoch verwöhnt betragen, wenn sie gleich das Haus auf den Kopf stellen, weil sie nicht bekommen, was sie wollen, dann machen die Eltern etwas falsch. Was sie am besten tun, ist ihrer Intuition zu vertrauen. Eltern wissen, dass man Kinder besser ermutigt und Interesse für sie zeigt anstatt den Dienstboten zu spielen. Und wenn sie den Kindern wirklich Selbstlosigkeit beibringen wollen, ohne zu predigen, wie die Väter es früher taten, dann ist es am besten, als Erwachsener anderen gegenüber uneigennützig zu sein und Menschen zu helfen, wo man kann. Das begreifen die Kinder. Kinder verlangen sogar, dass ihre Eltern wieder mehr wie ein Fels in der Brandung für sie werden statt eines Pantoffels. Kinder wollen keine Schlappschwänze, sondern brauchen gerade jemanden, der ihnen mit gutem Beispiel vorangeht, ihnen Fragen stellt und Antworten gibt, gegen die sie Einwände erheben können. Das sieht man sogar in Tests mit Kleinkindern. Kleinkinder mit einer Mutter, die alles mit sich geschehen lässt, testen die Mutter und fordern sie heraus, bis sie tut, was das Kind eigentlich von ihr will: eine Grenze ziehen.